Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 3 (1908-1909)

Artikel: Bundeshistoriographie
Autor: Müller-Bertelmann, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750999

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BUNDESHISTORIOGRAPHIE

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.
TH. STORM.

Der neue Band des „Politischen Jahrbuchs der Schweizerischen Eidgenossenschaft", herausgegeben von Professor Dr. Carl Hilty, ist erschienen. Er bietet uns ungefähr das gleiche trostlose Bild wie die Bände der letzten Jahre[1]), und es wäre eine müssige Arbeit, ihn einer nähern Betrachtung zu würdigen, wenn uns nicht diese Geschichtsklitterung dank einer indirekten Subvention als offiziell geförderte und anerkannte wissenschaftliche Leistung vor dem Auslande blosszustellen geeignet wäre. Diese Subvention besteht darin, dass der Bund jährlich eine bedeutende Zahl von Bänden fest übernimmt und so das Bestehen des Jahrbuches ermöglicht.

Wir haben das Recht, an ein staatlich subventioniertes Werk höhere Anforderungen zu stellen als an ein Buch, das ein Privatmann auf eigene Gefahr und Verantwortung herausgibt. Dieser mag sich blamieren, so viel er will, es ist durchaus seine Sache, und wenn er das auf so amüsante Weise besorgt, wie es Professor Dr. Hilty ab und zu tut, so haben humorbegabte Leser sogar ihre Freude daran. Entzückte doch auch die unbeabsichtigte Komik der seligen Friederike Kempner weite Kreise; kein

[1]) Vergleiche Hans Trog im dritten Morgenblatt der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 25. Januar 1906 und den Artikel eines Mitarbeiters der „Züricher Post" vom 8. Februar 1908. (Letzterer über Jahrgang 1906 und 1907.)

Mensch nahm sie ihr übel. Sie war jedoch keine von Staats wegen subventionierte Reichslyrikerin, während Professor Hilty in Bern seiner Kuriositäten-Sammlung immerhin den anspruchsvollen Titel „Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft" verlieh und ihr unsere Bundesväter durch die jährliche Subvention den Charakter einer Bundeshistoriographie aufdrückten.

Aus diesen Gründen haben wir alle Ursache, die unserer vaterländischen Wissenschaft zugefügte Unbill sowohl dem Herausgeber, als besonders den Bundesvätern übel zu nehmen.

Denn wir können nicht glauben, dass die Landesbehörden nicht über die Urteilskraft und Bildung verfügen sollten, das Jahrbuch richtig einzuschätzen, dessen absolute Wertlosigkeit schon dem begabten Abiturienten einer beliebigen Mittelschule einleuchten müsste. Es sind somit nur zwei Gründe denkbar, denen Hilty und sein Verleger die pekuniäre Unterstützung aus der Staatskasse verdanken: Entweder wird das Jahrbuch höhern Orts nicht gelesen, oder aber die Pietät gegen den alten Herrn verbietet es den milden Herzen massgebender Persönlichkeiten, die in einer schwachen Stunde bewilligten Jahresbeiträge wieder zurückzuziehen. Diese an sich schöne Regung des menschlichen Gemütes ist jedoch, sobald sie das wissenschaftliche Ansehen des Landes gefährdet, nach unserm Dafürhalten nicht am Platze. Wo es sich um das Wohl des Ganzen handelt, hat der Einzelne kein Anrecht auf pietätvolle Rücksichten.

Was erwarten wir aber von einem solchen Jahrbuche, und was bietet das vorliegende?

Nun, ich denke, ein „Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft" hätte vorerst die Aufgabe, in klar disponierten Jahresübersichten und selbständigen Aufsätzen die politischen Vorkommnisse in der Schweiz und hier aktuelle politische, soziale und wirtschaftliche Fragen zu behandeln, dann natürlich auch die Vorgänge im Auslande, insofern sie für die Eidgenossenschaft gewisse Konsequenzen mit sich brächten oder bringen könnten oder als Parallelerscheinungen zu Ereignissen im Lande eine gewisse Bedeutung auch für uns bekämen. Natürlich gehören in ein derartiges Buch auch Urkunden, Staatsverträge, Äusserungen der öffentlichen Meinung und ähnliche Aktenstücke, die dem Leser

sonst schwer zugänglich wären, Rückblicke auf vergangene politische, soziale und wirtschaftliche Strömungen und Ereignisse, Übersichten über wichtige Publikationen auf diesen Gebieten und, wenn möglich, kurze Hinweise auf Äusserungen der periodisch und täglich erscheinenden Blätter und Zeitschriften, die nicht in extenso abgedruckt werden könnten.

Ein solches Werk wäre zweifellos ausserordentlich nützlich. Lehrende und Lernende, Presse, Politiker und Privatleute von einiger Schulbildung könnten aus seinem Inhalte reichen Vorteil ziehen, insbesondere in einem Staate wie der Schweiz, wo die politische Einsicht und Reife der Bürger eine hohe Bedeutung für das allgemeine Wohl besitzt.

Unbedingte Voraussetzung wäre natürlich ein Herausgeber von gründlicher fachwissenschaftlicher Bildung und politisch-sozialem Weitblick, der es verstünde, mit möglichster Objektivität, sine ira et studio, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, seine Persönlichkeit nicht in den Vordergrund zu drängen und mit streng wissenschaftlichem Pflichtbewusstsein das Material ebenso knapp wie vollständig und erschöpfend zu verarbeiten. Dazu bedürfte er einer möglichst reichen Allgemeinbildung, eines tiefen Verständnisses der Gegenwart und ihrer geistigen Strömungen, das alles engherzige Aburteilen ausschlösse und jedes verbohrte Vorurteil verunmöglichte. Unerlässlich wäre ferner ein Stab tüchtiger Mitarbeiter auf den verschiedensten Gebieten des politischen, sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens; denn es ist bei der unübersehbaren Menge von Fragen und Bestrebungen im modernen Kulturstaate unmöglich, dass ein Einzelner mit gleicher Sachkenntnis überall vorzugehen imstande wäre.

So könnte ein Jahrbuch schliesslich wertvoll und fördernd genug werden, und wenn dann die Darstellung über die im Titel gesteckten Grenzen etwas hinausschweifte, indem sie sich auch auf das Gebiet des geistigen und kulturellen Lebens im allgemeinen und der Philosophie, Wissenschaft und der Künste im besondern verbreitete, so würde dies dem Werke nur zum Vorzug gereichen und keineswegs zum Vorwurfe gemacht werden. Freilich dürfte auch hier bei aller Knappheit und Gedrängtheit nichts Wichtiges vergessen werden, läge es auch hier nicht in der persönlichen Willkür des Chronisten oder Herausgebers, nach

Belieben zu schalten und zu walten, sondern müsste eben ein rundes, wohlgeordnetes und übersichtliches Bild auch dessen entstehen, was nicht im engern Programm des Werkes läge. Das heisst: Auch hier wäre unbedingtes Erfordernis eine kundige Hand, die nicht im Dunkeln tappte, ein Mann, der nicht bloss über alles reden will, sondern der den Gegenstand kennt.

Werfen wir nach diesen prinzipiellen Erörterungen einen Blick in das Jahrbuch, so sehen wir, dass es die Anforderungen, die wir zu stellen berechtigt wären, nicht im geringsten erfüllt. Es genügt ihnen weder inhaltlich noch stilistisch. — Wir reden selbstverständlich nur von den Beiträgen aus Hiltys Feder, die weitaus den grössten Platz einnehmen. — Anstelle von Tatsachen, klaren Übersichten und scharf umrissenen Bildern finden wir nichtssagende Phrasen, einen unsäglich aufdringlichen Vortrag persönlicher Meinungen des Herausgebers, verfasst in einem Stil, der an Erbärmlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt und nur noch mit der Weisheit von der Gasse wetteifern kann, die wir freilich schon aus Hiltys „Glück" zur Genüge kennen. Im dritten Bändchen jener „Philosophie für den geistigen Mittelstand" erzählte Hilty, dass er ein treffliches Mittel zur Wiedererlangung der Gesundheit wisse, mit folgenden lapidaren Sätzen:

„Von den Nachhilfen sind schädlich alle zu starken Mittel, namentlich mineralische, alles Abergläubische, wozu wir auch die Suggestion und Hypnose rechnen . . ." „Von den geistigen Mitteln ist ein kurzes Gebet: ‚Herr, hilf mir!' wenn Glaube dazu in der Seele ist, weitaus das Beste."

Wir hätten wirklich gewünscht, Hilty hätte bei der Abfassung seiner Jahresberichte und Aufsätze für das Jahrbuch dieses Stossgebet recht oft hören lassen; denn „Glaube dazu" war doch zweifellos in seiner Seele. Er scheint es aber konsequent unterlassen zu haben; denn die mir bekannten Jahrgänge seit 1903 enthalten so wenig Spuren davon, sind so geist- und gottverlassene — nur von der Bundesbehörde väterlich beschützte — Erzeugnisse „emsigen Gelehrtenfleisses", dass es tatsächlich die Mühe lohnt, eine kurze Anthologie daraus zu pflücken.

Zudem ist es geradezu erstaunlich, was Hilty alles der Aufnahme in sein Jahrbuch für würdig erachtet. Im diesjährigen Bande stossen wir unter anderm auf eine „Zeitfragen" betitelte

Abteilung. Wir schlagen gespannt das erste Blatt auf und finden — einen Vortrag über die Langeweile, den Hilty im schweizerischen Armenerzieherverein zu Ins gehalten hat. Er stellt darin dar, dass die Langeweile die Hauptquelle bedeute, aus der sich der verheerende Strom der Sünde über die Menschheit ergiesse, und nennt als Gegenmittel die Arbeit und die Liebe. Er meint, damit seinen Zuhörern etwas Neues zu sagen. Im „Glück" hätte der Vortrag stehen dürfen; aber in einem politischen Jahrbuch?

Ferner: „Das verschleierte Bild zu Sais" oder: Wie kann man zur Wahrheit gelangen? Der junge Gelehrte, an den Hilty die von Trivialitäten strotzende Abhandlung sandte, wird sich hernach kaum allzuklar gewesen sein, wie dies anzustellen sei. Im politischen Jahrbuch aber ist dieser wunderliche Aufsatz doch wohl eher Füllmaterial als ein zur Sache gehörender Beitrag.

Das Nämliche gilt von der dritten „Zeitfrage". „Mässigkeit oder Abstinenz?" obgleich gerade diese gar wohl vom sozialen und wirtschaftlichen Standpunkte aus so behandelt werden könnte, dass sie keineswegs deplaziert erscheinen müsste.

Immerhin wäre es ratsamer gewesen, den Jahresbericht weniger oberflächlich zu behandeln und dafür die Erzeugnisse eines recht armseligen philosophisch-moralischen Dilettantismus für sich zu behalten; denn in einem politischen Jahrbuch interessiert uns die beschränkte Weltanschauung des Herausgebers wirklich nicht, um so weniger, als wir auf Schritt und Tritt die traurige Beobachtung machen müssen, dass Hilty überhaupt nicht mehr mitkommt und von der Geisteskultur der Gegenwart nicht das Geringste versteht.

Trotzdem gestattet er sich das Vergnügen, über alles, aber auch alles, was ihm zufällig in die Hand kommt, sein apodiktisches Urteil zu fällen, ohne sich die geringste Mühe zu geben, dieses Urteil irgendwie mit Gründen zu belegen, was doch jedenfalls interessanter wäre als die ewigen Wiederholungen der gleichen leeren Behauptungen, drapiert er sich mit dem Mantel einer seichten Moral und christlichen Gesinnung, und kann er kein Vorkommnis berichten, ohne es mit einer Sauce hohler Phrasen zu begiessen, die ihm nicht selten wichtiger zu sein scheint als das, was er wirklich und tatsächlich mitzuteilen hätte.

Die ganzen Jahresberichte, insbesondere die Abschnitte über „Soziales, Kunst, Literatur“ erinnern uns an die Allerweltweisheit eines braven, beschränkten Kannegiessers am Biertisch, der zu seiner Erholung von der anstrengenden Arbeit des Tages mit ein paar Gleichgesinnten über die Vorgänge in der Welt seine unmassgeblichen Ansichten austauscht. Auch ihm sind die Ansichten wichtiger als die Tatsachen, und der Unterschied besteht lediglich darin, dass er nachher heimwärts pilgert und nicht daran denkt, den Bund um eine Unterstützung zur Publikation seiner moralindurchsetzten Rück- und Ausblicke anzugehen.

Doch lassen wir nach diesen kurzen Erörterungen Hilty selber das Wort und sehen wir zu, ob ein einziger Leser unser wohlbegründetes Urteil über das Jahrbuch und dessen Herausgeber nicht willig unterschreiben würde. Auf Vollständigkeit kann schon deshalb kein Anspruch erhoben werden, weil es der Raum verböte, die Jahresberichte und Aufsätze Hiltys in extenso wiederzugeben.

Zunächst seien ein paar Dicta des Weltüberblickers angeführt, die seinen politischen Scharfsinn ins hellste Licht setzen.

Jahrbuch 1907, pag. 339: „Das (nämlich die Isolierung Deutschlands etc.) würde aber wenig ausmachen, ohne (!) die Genussucht und Abschwächung aller wahrhaft sittlichen Grundsätze, welche bei einer sehr grossen Zahl durch die materialistische Richtung der Zeit und den wachsenden Wohlstand eingetreten (!) ist. — — Mit blossem Goethekultus oder mit Wagnerschwärmerei oder gar mit den Wahnvorstellungen Nietzsches (!), (welchen Polenabkömmling jetzt der deutsche Bildungsphilister für einen grossen Denker der Nation hält, weil ihm dies von einer kleinen perversen (!) Clique von Schriftstellern so eingeredet worden ist), lässt sich kein Staat dauernd erhalten. Und wenn man die jungen Leute und Kinder Deutschlands sieht, die jährlich die Schweiz besuchen, so bekommt man in der Tat auch nicht die Anschauung (!), dass eine ganz gute Generation dort heranwachse, in beiden Geschlechtern gleichmässig (!). Man kann daher mit aller Sicherheit voraussagen, dass diesem Lande . . . . . in der kommenden oder höchstens zweitkommenden Generation Unglück bevorsteht.“

Eine ähnliche Stelle über Frankreichs Jugend im neuesten Jahrgang mag hier zur Vergleichung herangezogen werden: „Die grösste und berechtigste Klage Frankreichs", sagt er Seite 305, „ist es, keine hinreichende Kinderzahl mehr zu besitzen." Er schreibt dieses Malheur „dem steigenden Wohlstande" zu und fährt dann (pag. 306) fort: „Wir haben sie noch jüngst in Interlaken häufig gesehen, diese ‚einzigen Püppchen' mit den dünnen Beinchen und den blassen, frühzeitig alt aussehenden Gesichtchen, sehr aufgeputzt und von einer Masse von Bonnen umgeben. Sie versprechen nicht viel für die Zukunft Frankreichs."

Jahrbuch 1906, pag. 380 nennt er die Deutschen „die bestveranlagte der Nationen" — —; „aber", fügt er geistreich hinzu, „nur vermöge einzelner Eigenschaften, welche sie zeitweise zu verlieren die Tendenz hatten." Die Deutschen allein, meint er an der gleichen Stelle, haben einen Niedergang „schon mehrmals überstanden, vermöge des Gehaltes an Idealismus, der ihnen unverlierbar innewohnt. Ihre wahren und gefährlichsten Feinde sind diejenigen, die beständig an der Beseitigung desselben (!) arbeiten."

Jahrbuch 1907, pag. 254 (Anmerkung): „Auch der aufgesträubte Schnurrbart der deutschen Offiziere, ja oft sogar der friedlichsten Beamten, der ihren Gesichtern sofort einen brutalen Ausdruck verleiht, dürfte im Interesse einer solchen Wandlung allmählich eine andere, friedlichere Gestalt annehmen." (Ja, ja!)

Und die Betrachtung über Deutschland schliesst mit folgenden Worten (1907, pag. 254): „Das Deutschland, welches wir lieben und verehren, ist weder das des bloss weltfreudigen und den Lebensgenuss suchenden (!) Goethe, nächst Spinoza, des eigentlichen Begründers der heutigen „monistischen" Weltanschauung (!), noch das des harten, allzu unumwunden kriegsbereiten Moltke, am wenigsten das Nietzsches und Stirners, sondern ein ganz anderes, das daneben glücklicherweise auch noch besteht. Ihm Heil!"

Im neuen Jahrgang hofften wir vergeblich, des Rätsels Lösung zu finden, welches Deutschland gemeint sei. Dagegen lesen wir die sehr interessante Prophezeiung:

(1908, pag. 299): „Deutschland wird den Krieg . . . sicherlich nicht beginnen, sondern sich stets auf (!) der Defensive halten,

bis er beginnt; dann freilich würde sich die Sache sofort ändern."

(pag. 300): „Aus dem gleichen ‚ostelbischen' Gebiete, von dem alles Bedenkliche vorzugsweise herkommen zu wollen scheint (!) — — — stammt eine Reihe von überaus schmutzigen Prozessen, welche von einem ehrgeizigen Schriftsteller . . . veranlasst worden waren (!) etc." . . . Natürlich der Moltke- und Eulenburgprozess, woraus Hilty schliesst, „dass etwas in dieser Richtung überhaupt faul im Staate sei". Die Ursache dieser Fäulnis schreibt er „der materialistischen Lebensauffassung und ganz besonders der neuen Renaissance-Periode in der Kunst zu, die uns unter anderm die Schwärmerei für das Nackte und die sinnlichen Romane und Theaterstücke eingetragen hat."

(pag. 301): „An diesem Punkte und in der damit eng zusammenhängenden Richtung auf das Trinken und auf den philosophischen und sozialen Atheismus, ist das Reich am verwundbarsten. Da liegen die Wurzeln seiner Kraft angegriffen zutage." Originell gesagt, nicht?

Den Volkscharakter Frankreichs schildert er (1906, pag. 284) folgendermassen: „Jetzt ist an Stelle der alten ‚Gesellschaft" eine reich gewordene Bourgeoisie getreten, ohne moralischen Charakter, ohne andere Religion als die des Mammonismus und des Lebensgenusses . . ." und pag. 285 fährt er fort: „In den Franzosen ist der alte ‚esprit gaulois', der uns in den ‚Trois Mousquetaires' oder im ‚Cyrano' entzückt, das Beste. (Hm!) Eine etwas leichtlebige Weltanschauung, bei welcher namentlich die Frauen eine viel zu grosse Rolle spielen."

Diesmal nennt er Frankreich (1908, pag. 304) tiefsinnig „ein unbefriedigtes Land". (pag. 305): „Durch die Beisetzung Zolas im Pantheon sind die besten Teile der Bevölkerung (!) tief verletzt worden." Nun ja — wir werden unten Hiltys literarisches Verständnis noch näher kennen lernen! Sehr hübsch sagt er ferner im Abschnitt „Österreich": „Der Wahrmundspektakel war ein Sturm im Glase Wasser der österreichischen Universitäten."

Über den türkischen Sultan leistet sich Hilty folgende Stilblüte: „Berühmt ist dieser Name schon früher gewesen, wenn man namentlich etwa an Gladstones Bezeichnung denkt. Berühmt sein ist aber nicht alles, es kommt darauf an, wie und weshalb."

Und im Abschnitt „Schweden“ bemerkt er zur Heimholung der sterblichen Reste Swedenborgs: „Es gehört diese Rückberufung auch zu den Zeichen der Zeit, in der wir uns befinden“ (pag. 342).

Auf pag. 346 (1908) wendet sich Hilty Norwegen zu: „Daneben besteht in Norwegen jetzt ein Streit zwischen einigen ‚minderen‘ Schriftstellern, an denen dieses Land sehr reich ist, und den Führern der besseren, Björnson an der Spitze, über die dänisch-norwegische Reichssprache (was wir Gutdeutsch (!) nennen würden) und den Bauerndialekt, welchen einige ‚Sprachstreber‘, wie namentlich Garborg und der frühere Ministerpräsident Loevland zur offiziellen Staatssprache erheben möchten.“

Arne Garborg ist also ein „minderer“ Schriftsteller! Dann fährt er pag. 347 fort: „Es ist in dieses nordische Volk durch seine halbverdrehten Schriftsteller, die zum Teil eine übermässige Beachtung in der übrigen Welt gefunden haben, eine Unruhe gekommen, die beständig in irgend einer Absonderlichkeit Ausdruck sucht. Uns persönlich sind alle norwegischen Schriftsteller, auch Ibsen und Björnson, und alle Figuren, die sie geschaffen haben, gründlich unsympathisch, und wir wünschten, ihren Einfluss aus der deutschen Literatur wieder verschwinden zu sehen.“

Ibsen — ja, ja! Das glaub ich, Herr Professor! Insbesondere mit dem bösen Ibsen machten Sie eine recht unangenehme Erfahrung.

Wissen Sie noch, wie Sie (Jahrbuch 1905, pag. 125) schrieben: „Auch die moderne norwegische Literatur enthält wenig Herzerfreuendes; die norwegischen Frauen der Ibsen-Romane sind sämmtlich keine Zierden ihres Geschlechtes.“ Dies stand in dem entzückenden Aufsatze „Limites de vertu“, der Hans Trog zu einer kurzen und berechtigten Abfertigung in der „Neuen Zürcher Zeitung“ begeisterte, wo er Ihnen mitteilte, dass Ibsen eigentlich keine Romane geschrieben habe. Allein mit souveräner Verachtung der öffentlichen Meinung, die Sie (vergleiche Jahrbuch 1907, pag. 148) von Ihrer Grossmutter geerbt zu haben vorgaben, behaupteten Sie im vorletzten Jahrgang, pag. 659, Folgendes über den inzwischen entschlafenen Ibsen: „Er nahm der Bourgeoisie unserer Zeit noch ihren letzten geringen Glauben an das Ideale und vermochte doch die rechte Aristokratie der

Zukunft, die ihm dunkel vorschweben mochte, nicht zu schildern, da er sie nicht in sich trug. Dagegen hat er die ordinäre und zerfahrene, oder heuchlerische bürgerliche Gesellschaft auf alle Zeiten an den Pranger gestellt. Wir begreifen nur nicht, dass man seine Romane zum zweiten Male lesen mag. Es wird wohl auch nicht allzu häufig geschehen!"

Wo in aller Welt haben Sie diese Romane zum erstenmal zu lesen bekommen, Herr Professor? Doch weiter:

„Sein Vaterland betrachtet ihn als eine seiner Grössen; mit Recht, insofern es durch ihn bekannter geworden ist; aber nicht von seiner schöneren Seite."

Und solches Zeug, das wahrhaftig kein schlichter Dorfkalender in seine Spalten aufnähme, steht in dem vom Bunde subventionierten Jahrbuche, verfasst von einem Universitätslehrer und Juristen, der von seinen Jüngern (Jahrbuch 1908, pag. 4) „eine nicht gewöhnliche Intelligenz und eine erhebliche Bildung" verlangt.

Bislang aber galt es als ein Zeichen von Intelligenz und Bildung, über Dinge, die man nicht oder doch bloss vom Hörensagen kennt, den Mund zu halten, und nur der Bierbankphilister —

Doch fahren wir fort!

Im Jahrgang 1903, pag. 641, nannte Hilty C. F. Meyers Novellen, Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe", sowie den „Grünen Heinrich" ungesund, im vorliegenden Bande lesen wir (pag. 609): „An der Tagesordnung sind jetzt aber besonders die Briefwechsel, was zwar nicht lange mehr so bleiben kann; denn es wird viel zu Unbedeutendes herausgegeben." (Stimmt!) Die folgenden schönen Worte über C. F. Meyers Briefe und Aufsätze hat bereits „Spectator" gebührend gewürdigt. (Heft VIII, 359.)

Offensichtlich besitzt Hilty wenig Verständnis für Briefsammlungen und Mémoiren. Davon zeugt eine Stelle im Jahrbuch 1904, wo er (pag. 741) bemerkt: „Die Erinnerungen ‚Aus dem Flüchtlingsleben' der Schriftstellerin Claire v. Glümer aus den dreissiger Jahren haben einen bloss persönlichen Wert für Freunde. Nicht mehr auch ‚Conrad Ferdinand Meyer in der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer' in der ‚Deutschen Rundschau'". Auch in den Jahrgängen 1906 und 1907 erinnere ich mich, ähnlichen Urteilen begegnet zu sein. Um so überraschender kommt Hiltys

Aufsatz „Vergangenes“ (1907 und 1908), an dessem persönlichen Wert für den Verfasser ich nicht zweifle, der aber tatsächlich nichts mehr bietet als bereits Bekanntes in verwässerter und von Trivialitäten wimmelnder Darstellung. Bei Gelegenheit des Schützenfestes in Chur, anno 1842, wo Herwegh die Rednerbühne betrat, leistet er sich zum Beispiel über diesen Sänger folgende Auslassung:

(pag. 146): „Derselbe war in der damaligen Zeit durch seine dichterisch zündende Sprache, bei sonst zweifelhaftem Charakter, eine ähnliche Figur, wie etwa heute Nietzsche“ (!!!) und (pag. 147): „Freilich hielt die Herwegh-Begeisterung nicht lange an, und war dieser Dichter auch wie Nietzsche nie zu etwas mehr, als einzelnen glänzenden Feuerwerken eines formgewandten Geistes, namentlich aber zu keiner andauernden Geistesarbeit (!) fähig.“

Herwegh — und Nietzsche! Hilty bringt sie zusammen, wie er überhaupt alles zusammenbringt, was niemals zusammenpasste; aber das merkt er nicht. Richard zur Megedes Romane stellt er einmal (wir wissen warum) über Ibsen „oder gar Frenssen“ (1906, pag. 659) und Jahrbuch 1905, pag. 764, verbricht er den Gallimathias:

„Auch gegen das selbstsüchtige ‚sich selbst Geniessen‘ und ‚Ausleben‘ von Goethe, das lange genug den Gebildeten als Lebensideal vorgehalten worden war (bis endlich naturgemäss Nietzsches ‚Herrenrecht‘ daraus hervorwuchs), war der Schillertag . . . ein Protest.“

Hiltys Antipathie gegen die Geister, die er nicht begreift, ist somit evident, und insbesondere der Name Nietzsche wirkt auf den Berner Weltbeglücker wie ein rotes Tuch. Ob er den Philosophen las, wollen wir nicht untersuchen; jedenfalls ist sicher, dass er etwas von der „Umwertung aller Werte“ und von der „Herrenmoral“ läuten gehört hat und Nietzsches tragisches Ende kennt. Einmal nennt er ihn den „hirnkranken Nietzsche“, ein andermal bezeichnet er dessen Philosophie als „grossprecherische Anschauungen eines Verrückten“ (1907, pag. 253) und 1908, pag. 27 erklärt er: „. . ., während Dritte ihren Lebensbedarf aus den Paradoxen Nietzsches und ähnlicher selbst noch unreifer Geister schöpfen!“ pag. 134: „. . . . und seit Nietzsche noch von einer ‚Umwertung aller Werte‘ phantasiert hat, hat er damit die geheimen Gedanken

Vieler auch über die Moral getroffen. Sie wollen ‚sich ausleben' nach Goetheschem Rezept und darin durch nichts gehindert sein."

Hier treffen wir eine Ideenverbindung, die jedenfalls in Hiltys Zentralorgan sofort auftritt, sobald der Name Goethe genannt wird. Da lesen wir (1908, pag. 45):

„Ein Gelehrter, der nebenbei . . . sich nach dem beliebten Rezepte Goethes ‚ausleben' will, ist von vornherein zur Mittelmässigkeit verurteilt."

Hilty wird doch nicht — —? Ferner (1908, pag. 56): „Möglich ist die Verbannung von Furcht in den jugendlichen Lebensjahren nur durch eine tiefreligiöse Lebensanschauung, im Gegensatz zu dem Materialismus des ‚sich auslebens'. (sic.!) Schädlich ist die Beschäftigung mit ‚moderner' Literatur (namentlich Nietzsche), moderner Kunst, ganz besonders Musik, und alle geschlechtliche Aufregung, wozu auch die ‚sexuelle Aufklärung' gehört, die nichts Anderes ist." (ibd.)

Wenn Hilty uns (1908, pag. 146, Anmerkung) erzählt: „Wir betrachteten ihn (nämlich Goethe) als einen grossen Dichter, aber nicht als das Prototyp der veredelten Menschheit, und werden vielleicht damit auf die Dauer Recht behalten", so gibt er dem Standpunkt der normalen Mittelmässigkeit, die sich am Stammtisch breit macht, vollkommen richtigen Ausdruck, nur sollte er fortfahren: „Heute weiss ich nichts mehr von Goethe, als dass er uns ‚das Rezept des sich Auslebens' hinterliess."

So wundern wir uns bei Hilty schliesslich über gar nichts mehr. Er bundeshistoriographiert uns alle Fähigkeit zur Verblüffung weg, so dass der klassische Literaturbericht im neuen Jahrgang, der sich denjenigen der vergangenen Jahre würdig an die Seite stellt, unsere Erwartungen absolut nicht mehr täuscht.

Die Partie über C. F. Meyers Briefe sowie das für Hilty wichtige Resultat von Bernoullis Buch über Overbeck und Nietzsche kennen wir bereits (VIII pag. 359); dass er jedoch auch einmal etwas an Nietzsche gelten lässt, zeigt uns die Fussnote: „Dagegen sind die gleichzeitig erschienenen Briefe an seine Schwester . . ., das Vernünftigste, was wir von diesem Exzentriker je gelesen haben." (1908, pag. 610.)

„Ein wahrhaft klassisches Buch in abschreckendem Sinne" nennt er ferner Hans v. Bülows „Briefe und Schriften", und Rockefellers Mémoiren wirft er Oberflächlichkeit vor und fügt hinzu: „Schon das harte, unsympathische Gesicht, das dieser Mann schon in seinen jungen Jahren besass, macht einen widerwärtigen Eindruck." Was die „Oberflächlichkeit" anlangt, mag Hilty so unrecht nicht haben; aber von dieser Seite klingt — nach den angeführten Beispielen — der Vorwurf doch recht seltsam. Den Quatsch über die Emerson-Biographie, „die bloss den Fehler aller Biographien hat, an ihrem Gegenstand Alles gut zu finden", wollen wir übergehen.

Dagegen ist es tatsächlich interessant, was der Bundeshistoriograph über die letztjährigen Erscheinungen in der schweizerischen Literatur zu berichten weiss. Da steht, man lese und staune! (pag. 609) folgendes Blech:

„Von Romanen ist namentlich ein neuer ‚Aloyse Valérien' von Ed. Rod erschienen."

Dann fährt er fort: „Was wir gegen die gelesensten Romane der besten Schweizer Autoren, nämlich die von Rod und von Zahn gemeinsam (!) einzuwenden haben, ist, dass sie in dem Leser niemals eine freudige Stimmung hervorbringen. Selbst die Tugend ist trist, bei Rod neurasthenisch, bei Zahn hart, wie die Natur in dem obern Teil des Landes Uri. Wozu das noch lesen, Trauriges und Hartes gibt es im Leben für Jeden genug; man will in der Literatur erhebende, erfrischende und nicht drückende (!) Figuren kennen lernen, und (Obacht! Stil!) das Gute sollte ein wenig besser siegen, wie es in Wirklichkeit auch der Fall ist, wo es wirklich gut und nicht bloss aus Gut und Böse gemischt ist.

„Herr Professor Rossel hat eine gute Schilderung der bündnerischen Landesart in „Anne Sentri" gegeben; von Isabelle Kaiser ist ein Roman unter dem Titel: „Die Friedenssucherin" erschienen, der zum Teil in Leysin spielt und unter anderm die feige Bazillenfurcht der heutigen Generation schildert."

So! — Punktum! das ist alles, was Hilty uns über schweizerische Literatur zu berichten weiss. Das heisst, er hat zufälligerweise ein paar Bücher zur Hand bekommen, verständnislos gelesen — oder auch nicht gelesen — bei Hilty ist ja beides möglich —

und schwuppediwupp: der Literaturbericht für das Jahr 1908 ist fertig. — Kennt er tatsächlich keinen einzigen Schriftsteller ausser Rod und Rossel, Zahn und Isabelle Kaiser? Hat er von jüngern Talenten nie etwas gehört? Es ist seltsam, wie gering er seine Leser einschätzt, dass er ihnen solches Zeug zu bieten wagt.

Auf das amüsante Gebiet Hiltyscher Weltanschauung führt uns eine Bemerkung im Jahrbuch von 1905. Da kommt er (pag. 689) darauf zu sprechen, dass im Kanton Zürich die Freigabe der ärztlichen Praxis verworfen wurde, und meint: „Trotzdem nimmt die sogenannte Naturheilkunde stark zu, vornehmlich, weil man in den Materialismus der gebildeten Ärzte kein Vertrauen hat."

Neben Nietzsche und dem „sich auslebenden" Goethe hat Hilty die Grössen der modernen Naturwissenschaften in Bausch und Bogen auf den Index gesetzt. Materialismus, Monismus, Darwinismus und ähnliche Begriffe und Geistesströmungen macht er für alles Unheil auf der Welt verantwortlich.

1906, pag. 380 verkündet er: „Vor allem aber (bleibt) der materialistische Geist in grossen Klassen der Bevölkerung, für den nun ein in Jena gestifteter „Monistenbund" die populärphilosophische Formel finden soll. Die guten Leute (!) in Deutschland müssen sich bald ernstlich zusammennehmen und nach unten und oben Widerstand leisten, wo es sein darf und soll." Und dieses Jahr (1908, pag. 132) stellt er den Satz auf: „Denn dieselbe (nämlich die materialistische Weltanschauung) führt, ganz abgesehen von ihrer völligen Unbeweisbarkeit in ihren wesentlichen Bestandteilen, für (!) die grosse Masse der jeweilig lebenden Bevölkerung der Erde zu einem hoffungslosen Elend, und für die Wenigen, die darüber stehen, entweder zu einer moralischen Verlotterung, von der wir jetzt täglich Proben in den Zeitungen lesen, oder dann, bei den bessern Naturen, zu einem Pessimismus und einer Weltflucht, von der unsere nächste Zukunft Zeugnis ablegen wird."

1908, pag. 161: „Nur durchwegs von ihrem monistischen Glauben befangen — — mit einem Beisatz Goethescher oder Schopenhauerscher Lebensweisheit, wie er (der monistische Glaube nämlich) damit wohl vereinbar ist." (So bezeichnet Hilty die Flüchtlinge von 1848.) „Das war neben der Ungunst der Zeit

— — der Hauptgrund des Misserfolgs von 1848 gewesen (!); denn einer solchen Lebensanschauung fehlt das Element nicht ganz geklärter Natur (!), das man „Segen", nicht bloss Erfolg nennt."

Den „Gipfel aller menschlichen Erziehung" erreicht nach Hilty 1908, pag. 169 „auch das heutige kirchliche Christentum nicht immer." „Noch weniger aber die Philosophie und gesamte Weltbildung der heutigen Gebildeten, die sich grossenteils gar nicht auf dem geraden Wege zum sichern Lebensglück befinden."

Schriftsteller, die „die Menschheit geistig nur vergiftet haben", sind nach Hilty: „Zola, Maeterlinck, Sudermann, Hauptmann und noch viele Andere" (pag. 633).

Jahrbuch 1905, pag. 125, behandelt er die Schmutzliteratur, und bei Erwähnung der Vereinigungen gegen unsittliche Schrift- und Bildwerke tut er den klassischen Ausspruch: „Da braucht es ein wenig mehr Charakter der jetzigen Menschen dazu (!), um diesen Augiasstall zu räumen. — — Vereine, deren Mitglieder zu Hause Flaubert, Zola, Maupassant mit Genuss lesen, genügen bei weitem nicht." (Sonderbar! Man sagt sonst, dem Reinen sei alles rein!)

Hier mag ein Dictum aus dem Jahrgang 1904 nachgetragen werden, das uns belehrt (pag. 741): In den Werken über Georges Sand „darf man einiges überschlagen (!). Namentlich die Zeiten, welche sie mit einem grundverdorbenen jungen Menschen, wie Alfred de Musset, bald als seine Geliebte, bald als eine Art Mutter zubrachte, die (!) ganz an Rousseaus widerliches Verhältnis zu der Frau von Warens erinnern, sollte man nicht immer von Neuem ans Tageslicht zerren. Es braucht übrigens schon einen verdorbenen Magen dazu, um an einem solchen Haut-goût noch irgend etwas Interessantes zu finden", und pag. 733 meint er nach einer rührend verständnislosen Auslassung über Rousseau: „die ausgezeichnete Verehrung Rousseaus ist daher bei gebildeten Menschen, die ihn psychologisch, nicht etwa politisch, als Verkörperung der Ideen von 1789 auffassen, immer ein etwas bedenkliches Zeichen."

Ferner behauptet er von Tolstoj (1908, pag. 17), der ja gewiss verwandte Züge mit Rousseau aufweist, er gleiche diesem „überhaupt beinahe bis ins Kleinste hinein," und pag. 123: „die

‚Kreutzersonate' zum Beispiel ist ein ganz abscheuliches Buch" — — „die ‚Macht der Finsternis' zeigt eine dumpfe Brutalität der russischen Volksseele, die uns keine Sympathien abgewinnen kann."

Von „Madame Bovary" sagt er (1908, pag. 543) in der Fussnote: „Wir haben dieses angebliche ‚chef d'œuvre' der französischen Literatur in unserer Jugend auch einmal gelesen und uns mehrere Tage von dem physischen Ekel darüber nicht erholen können. Solche Bücher sind viel schädlicher als alle kleinen Zoten." Er schlägt vor, den Autor „an der Seite Zolas im Pantheon zu begraben, wo schon so viele zweifelhafte Leute bestattet worden sind. Es muss schon etwas mehr Ernst gegen diese sogenannte ‚Kunst' aufwachsen, wenn es etwas helfen soll."

Und etwas mehr Verständnis ebenfalls, Herr Professor!

1907, pag. 745, nennt er Ellen Key, Professor Forel und Andere „Schädlinge an dem gesunden Wachstum der deutschen Eiche", pag. 752 empört er sich über Wildes Salome (Oper von Strauss). Er findet in Max Nordau einen Bundesgenossen und meint, die Frauen wenigstens sollten sich schämen, in solche Opern zu gehen und „es wäre gut, wenn etwas von dieser scharfen, aber nicht ungerechten Beurteilung auch auf die „Mittäter" Flaubert und Maeterlinck abfiele."

Im diesjährigen Bande macht er übrigens (pag. 535) eine sehr tiefsinnige Bemerkung über Moralpädagogik: „Von ‚moral education' sollte man überhaupt lieber noch gar nicht viel reden, solange man einerseits das Mitleid — — mittelst der Vivisektion vernichtet, und anderseits die zweitbeste (!) Naturgabe, die Scham, durch ‚sexuelle Aufklärung', woran selbst Frauen teilnehmen, beseitigt, und damit zugleich alles, was ihren Reiz ausmacht."

Wir sehen zur Genüge, Hilty steht allen modernen Strömungen und Bestrebungen mit vollkommener Verständnislosigkeit gegenüber. Sein beschränkter Standpunkt ist der eines seichten, phrasendreschenden Moralisten. So klagte er 1906, pag. 625: „Freilich gehören zunächst die wahren Künstler selbst dazu (nämlich zu den Unsittlichen), und diese sind zurzeit noch dünn gesät, in einer Periode, wo nicht nur das sittliche Empfinden, sondern selbst der Geschmack nicht eben hochsteht."

In dem zitierten Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung" wurde Hiltys Kunstkritik gebührend gewürdigt. Trotzdem finden wir im

folgenden Jahrgang 1906 den Verehrer Deffreggers und Ruhmredner der mittelmässigen Fresken Schills im Basler Ratssaal (1904, pag. 730) wieder auf dem Platze, indem er ein paar rührend unbedeutende englische Urteile zum Abdrucke bringt, die Künstlern wie Lenbach, Kaulbach, Stuck und Uhde etwas am Zeug flicken, und dieses Jahr erfreut er uns mit folgender Weisheit (pag. 586):

„Die Kunst scheint sich in einem Übergangszustande zu befinden, und wir hoffen es noch zu erleben, dass die „Hodlerei", die in der diesjährigen Ausstellung in Basel wieder einige Orgien feierte, abnimmt."

„Auch der neue deutsche Baustil der Architekten (!) — — kann nicht von Dauer sein."

Ferner erfahren wir endlich einmal, was den Künstlern abgeht. Pag. 588/9 erzählt uns Hilty: „Es fehlt aber allen Preisbewerbern an der fruchtbringenden Phantasie, oder dem, was man gemeinhin „Genie" nennt, und was die Hauptsache, eigentlich das A und O bei der Kunst ist. Auch der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf ruft — — einer fatalen Erinnerung an die neben einander sitzenden Geise Hodlers." (Es handelt sich hier um die Entwürfe zum Genfer Reformationsdenkmal.)

Von derselben erschütternden Naivetät sind schliesslich Hiltys musikalische Urteile. Jahrbuch 1904, pag. 755 gesteht er, wie immer im Pluralis majestatis: „Wir sind unsererseits keine Bewunderer des Musikgelehrten Joh. Sebastian Bach und haben selbst an dessen zwei Passionen keinen grossen Geschmack gefunden, da sie sich weder an Ideenreichtum, noch an Mitteln der Ausführung (!) mit der alten italienischen Musik oder sogar selbst (!) mit Wagner messen können. Wir glauben, dass es andern Leuten ähnlich geht, nur wagen sie es nicht zu äussern. Die im Text sehr schönen protestantischen Kirchenlieder haben ungefällige (!) Melodien, die dann noch in einem schleppenden Tempo, in Begleitung einer schreienden Orgel abgesungen werden."

Dieses Jahr weiss er nichts über Musik zu sagen, daher scherzt er (pag. 590): „Die Musik, die eine Zeitlang durch die vielen Klavier spielenden Fräulein beinahe ein öffentliches Unglück geworden war, scheint einem ‚Krach' entgegenzugehen" etc.

Kurz, man schlage die Jahrbücher auf, wo man will, überall begegnet einem an Stelle gehaltvoller und lehrreicher Übersichten und Artikel aus der Feder des Herausgebers ein Phrasengedresch der allerschlimmsten Sorte. Hilty redet über alles. Es gibt nichts, wovon er zugäbe, dass er es nicht verstehe, er urteilt souverän über die Krebs- und die Tuberkuloseforscher, deren Kongresse er (1908, pag. 294) als vergebliches Bemühen hinstellt; denn, sagt er, „es liegt das Meiste an der schwachen und erschöpften Konstitution der jetzigen Menschen." Er wetteifert mit dem deutschen Kaiser um die zweifelhafte Ehre, sich in alle Fragen des Lebens und der Kunst zu mischen, obwohl er gerade Wilhelm II. allerhand weise Belehrungen geben möchte, und auf einem Gebiete, das ihm nahe liegt, in der Gesetzgebung, stellt er hinsichtlich des Eherechts die allerwunderlichsten Behauptungen und Postulate auf.

Schon 1905, pag. 715 meinte er: „Das Radikalste wäre, das Evangelium zu befolgen und die Wiederverheiratung Geschiedener überhaupt zu verbieten. Darüber kann eigentlich kein Zweifel sein. Es entspricht aber zu wenig der ‚Zeitstimmung', die für die meisten Leute massgebend ist." Jawohl, Herr Professor! und der gesunden Vernunft!

Dazu vergleiche 1908, pag. 37: „Die Ehe darf nicht ein blosses Vertragsverhältnis, wie jedes andere, sein, noch weniger auf einem bloss sinnlichen, fast tierischen Bedürfen (!) beruhen, und die Scheidung darf zum allermindesten nicht so leicht wie jetzt gewährt werden, und muss die Wiederverheiratung Geschiedener ausschliessen, welche das Evangelium ganz ausdrücklich perhorresziert." Und pag. 454: „Die Gerichte scheiden eben immer noch viel zu leicht, und selbst das neue Zivilgesetzbuch ist in diesem Punkte hinter den Anforderungen der Moral zurückgeblieben."

Ja — um Gotteswillen — kennt der Verfechter einer längst hinter uns liegenden, nur vom Ultramontanismus noch festgehaltenen Kulturanschauung tatsächlich die verhängnisvollen Folgen seiner Forderung nicht? Ist es ihm unbekannt, wie sehr gerade Österreich, das die Ehescheidung noch nicht gewährt, unter dieser engherzigen Befolgung des Evangeliums leidet?

Er bezeugt dadurch nur, dass ihm jeder Sinn und jedes Verständnis für eine historische Entwicklung der Dinge fehlt.

Die aus Rücksicht auf den Raum sehr beschränkte Auswahl von Beispielen dürfte jedoch genügen, unser Urteil über den Bundeshistoriographen zu belegen und die Wertlosigkeit des Jahrbuchs, soweit die Beiträge des Herausgebers in Frage kommen, zu beweisen. Es sind nur die Rosinen aus der Pastete, und lange nicht alle, die wir herausgepickt haben.

Was aber das Ausland zu einer solchen Publikation sagen wird, wenn es erfährt, dass sie aus Bundesgeldern subventioniert wird und somit die Billigung unserer obersten Behörden besitzt, liegt auf der Hand.

Hilty mag sich also höhern Orts dafür bedanken, wenn ihm die Unzulänglichkeit seiner Leistung alljährlich vorgehalten wird; denn es ist die Pflicht und Aufgabe der öffentlichen Meinung, sich so oft und so lange gegen diese Blamage der vaterländischen Wissenschaft zu verwahren, bis für die überflüssigen Bundesgelder würdigere Abzugskanäle gefunden werden, oder aber ein Mann an die Spitze des Unternehmens tritt, den wissenschaftliche Bildung und Gewissenhaftigkeit zum Herausgeber eines solchen Jahrbuchs qualifizieren.

Von Dilettanten wie Hilty kann man jedoch höchstens sagen, was er 1904 bei Anlass des Todes von Robert Schwarzenbach sehr hübsch über „die grossen Industriekönige“ äusserte: sie seien „ein jedenfalls sehr zu beobachtendes und in Schranken zu haltendes Element“. (pag. 755.)

Also: videant consules!

ZÜRICH H. MÜLLER-BERTELMANN

□□□

CHINESISCH-BUDDHISTISCHE HÖLLENBILDER

„Wie kann denn diese Welt sich bessern, wenn es keine Hölle mehr gibt?“ So sprach der chinesisch-buddhistischen Legende nach Yama, der Totenrichter, als Kwan-yin vor ihm erschien und